



Illustrierte Kinder = Zeitung

des
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 8.

20. Jahrgang.

1918.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Vier Nothelfer hinter der Front.

Von Dora Steinhoff, Obertürkheim.

Sie erleuchte die Welt“, sagte die Sonnenblume, die an der Eisenbahnböschung stand und stolz ihr Haupt erhob über ihre niedrigeren Geschwister. „Seht, wie ich meine Strahlen ausfende! Ohne mich müßtet ihr alle im Dunkeln sitzen.“

„Gebärde dich nur nicht gar zu hochmütig“, erwiderte der Mohn. „Wir kleineren Leute sind auch noch da. Stehen wir nicht hier, du und ich, und alle unsere Geschwister und Verwandten, in derselben Sonne, die auch dich bescheint?“

„Sei nur still, du flatterhaftes Ding du! Man sieht dir und deinesgleichen schon von ferne an, was an euch ist. Ballkleider tragen und nachher vor Hohlheit klappern ist keine Kunst und schafft kein Ansehen in der Welt. Bei mir hat die Sonne selbst Pate gestanden und mir eine Strahlenkrone um den Kopf gelegt. Deshalb vergeht auch keine Stunde des Tages, ohne daß ich ihr mein Gesicht zuwende.“

„Das tue ich auch“, rief die Wegwarte vom Rande des Feldwegs her, der nicht weit vom Eisenbahndamm an einer Schutthalde vorbeiführte, an deren Fuß sich eine ganze Sippschaft von Brennesseln angesiedelt hatte.

„Wer spricht von dir?“ gab die Sonnenblume verächtlich zurück. „Du scheinst mir ein Größenwahn zu leiden. Darauf, daß in unvordenklichen Zeiten eine deiner Vorfahren als Edelsträulein von einem Ritter geliebt wurde, — was du neulich dem Mohn anvertraut hast — brauchst du dir wahrhaftig nichts einzubilden. Hat er sie nicht im Stiche gelassen? Sie war gewiß ein ebenso törichtes und überschwengliches Geschöpf wie du, denn sonst hätte sie nicht ihr Leben lang am Wege gefressen und auf seine Rückkehr gewartet. Und du machst es nicht anders. Möchte wissen, auf wen du wartest!“

„Laß mir die Wegwarte in Ruhe“, sagte die Brennessel, „was hat sie dir getan, daß du ihre Herkunft ins Lächerliche ziehst? Mir gefällt sie so, wie sie ist. Sie tut niemandem etwas zu Leide, und mir ist sie eine tägliche Augenweide dort an dem Platz, wo sie steht, und ich bräuche mir nicht erst den Hals zu verdrehen, wenn ich sie anschauen will. Es kann nicht jeder einen so erhabenen Standort haben wie du.“

„Ich danke dir“, flüsterte die Wegwarte. „Ich wußte nicht, daß du ein so biederes Gemüt hast; habe ich doch oft gehört, daß deine Blätter stechen, wenn man sie anrührt.“

„Ja, das tun sie, aber nur, wenn ich mich verteidigen muß. Wo kämen wir denn hin, wenn wir uns unserer Haut nicht wehren! Man zertritt uns oder schüttet Steine und Erde über uns, daß uns der Atem ausgeht. Wären wir nicht ein so standhaftes Geschlecht, wir wären längst ausgestorben! So aber wachsen wir durch Schutt und Steine hindurch und sind immer wieder da, wenn der Frühling kommt.“

„Ja, Unkraut vergeht nicht!“ höhnte die Sonnenblume. Da kamen zwei Kinder des Weges gegangen, ein Knabe und ein Mädchen. Sie zogen ein Wägelchen hinter sich her, das war schon halb gefüllt mit abgeschnittenen Brennesseln, denn es war Krieg im Lande. Da sammelten alle Kinder Brennesseln, damit man sie wie Flachs spinne und Stoffe zu Kleidern daraus webe und die Menschen nicht frieren müßten. Gleich begann der Knabe mit dem Schneiden, und das Mädchen lud die abgeschnittenen Stengel auf den Handwagen.

„Ach!“ seufzten die Nesseln, während sie umfielen. Sie wehrten sich, so gut sie konnten; doch alles Stechen schien den Kindern nichts anzuhaben, denn ihre Hände steckten in Handschuhen. Da nützte alles Stechen nichts. „Müssen wir schon sterben?“ fragten sie.

„Nicht alle“, erwiderte der Knabe. „Die kleinen lassen wir stehen, die kommen das nächstemal an die Reihe, wenn sie groß und stark genug geworden sind.“

„Und warum laßt ihr uns nicht in Ruhe hier wachsen? Niemand außer den Gänsen hat sich bisher um uns gekümmert!“

„Wißt ihr denn nicht, daß Krieg ist? Man denkt jetzt anders über euch, man schätzt euch, ihr seid sogar unentbehrlich geworden. Wer hat jetzt Zeit, so viel Flachs und Hanf zu bauen, als wir bedürfen, um ganz Deutschland zu kleiden! Ihr wachst von selbst, man braucht euch nur zu sammeln. Aus eurer kostbaren Faser können die feinsten Stoffe gewebt werden, aber auch derbe und nützliche Gewebe, die etwas aushalten können. Und die bekommen unsere Feldgrauen.“

„Was sind Feldgrauen? Sind das Mäuse?“

„O nein“, sagte der Knabe lächelnd. Feldgrauen sind unsere Helden, die fürs Vaterland kämpfen und sterben. Auch ich will einmal fürs Vaterland kämpfen und sterben!“

„So wollen wir auch gern sterben“, sagten die Nesseln und ließen sich willig abschneiden.

Die Nesseln füllten bald das Wägelchen bis oben hin, und als die Arbeit getan war, setzten sich die Kinder an den Wegesrand, um zu versperren. Herzhaft bissen sie in ihr Stück Kriegsbrot, dem die Mutter für jedes einen Apfel beigelegt hatte.

„Sieh nur die schönen blauen Sterne!“ rief das Mädchen, als sie satt waren. „Ich will mir einen Strauß pflücken.“

„Tu' das nicht“, wehrte der Knabe. „Sie verwelken so schnell. Laß sie blühen, so lange die Sonne scheint. Sieh nur, jene dort im Schatten hat schon ihre Sterne geschlossen.“

„Schläfst sie nun, und kann sie auch träumen?“ fragte das kleine Mädchen.

„Das weiß ich nicht. Vielleicht schießt sie nun die Sonnenwärme, die sie tagsüber gesammelt hat, in ihre Wurzel hinunter und muß dabei die Augen schließen. Du weißt doch, dies ist die Sichorie, die auch den schönen Namen „Wegwarte“ trägt; sie soll eine verzauberte Edelrau sein, die aus Kummer, weil ihr Ritter sie verliebte, zu einer Blume wurde und nun jahraus jahrein am Wegesrande sitzt, um auf die Rückkehr des Treulosen zu warten. Ich glaube natürlich solch dummes Zeug nicht. Aber in der Schule haben wir gelernt, daß ihre Wurzel die bekannte Sichorienwurzel ist, die uns schon in Friedenszeiten sehr nützlich war, jetzt im Kriege aber unentbehrlich ist.“

Die Wegwarte, die alles mit angehört hatte, lächelte dankbar und sah hinauf zur Sonnenblume, ob auch sie es gehört hätte. Doch die tat, als ginge sie dies Gespräch nichts an und blickte hochmütig in die Welt hinein.

„Bin ich auch unentbehrlich?“ fragte der Mohn, der aufmerksam zugehört hatte.

„Freilich“, sagte der Knabe. „Aus euren Samenförnern verschaffen wir uns das jetzt im ganzen Lande mangelnde Öl. Und nicht genug damit: auch einen Schlaftrunk für unsere Schwerverwundeten, daß sie ihre Schmerzen eine Weile nicht spüren.“

„Wie herrlich ist das!“ rief der Mohn. „Wäre doch erst die Zeit der Reife! Auch wir wollen dem Vaterlande dienen!“

„Wartet ruhig, bis es so weit ist. Jeder kommt einmal an die Reihe. Zuletzt auch die Sonnenblume“, sagte der Knabe.

„Warum zuletzt?“ fragte diese entrüstet. „Bin ich nicht schon immer da und erleuchte die Welt? Die Sonne ist meine Patin gewesen, und ich wende meinen Kopf unausgesetzt nach der Richtung, woher ihre Strahlen kommen.“

„Daran tust du recht. Je mehr du dich von der Sonne bescheiden läßt, desto besser reifen deine Samenförner.“

„Was ist's mit meinen Samenförnern? Werden sie nicht immer bei mir bleiben?“ fragte die Sonnenblume.

„Nein, auch du wirst eines Tages abgeschnitten werden, wenn deine Blütenblätter welk sind und dein Kopf, schwer von Samen, herunterhängt. Dann ist's vorbei mit deinem Glanze. Aber sei nicht traurig, dann erst wird dein wahrer Wert offenbar. Man wird deine Körner anspressen, und das Öl, das daraus gewonnen wird, dient ebenfalls dem Vaterlande und wird mit helfen, in dieser Kriegsnot durchzuhalten. Warte nur noch einige Wochen, und auch du darfst deinen Teil zum allgemeinen Opfer beitragen.“

Eine Weile war es still am Eisenbahndamm. Nur ein sanfter Spätsommerwind strich über die Blütenpracht hinweg und ließ sie leise erschauern. Plötzlich wurden Signale gehört und nach wenigen Minuten fuhr ein Militärzug brausend vorüber. Aus den Fenstern erscholl Gesang von Soldaten, die eben an die Front fahren sollten, und die Kinder winkten dem Zuge nach und stimmten ein in das Lied:

„Deutschland, Deutschland über alles!“



Wie ein berühmter deutscher Dichter als Elfjähriger seiner armen Mutter half.

Von Anna Schwabacher-Bleichröder.

Christian Fürchtegott Sellert, einer der berühmtesten deutschen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts und besonderer Liebling Friedrichs des Großen, war am 4. Juli 1715 als fünfter Sohn des armen Pfarrers von Hainichen im sächsischen Erzgebirge

zur Welt gekommen. Zart und fränklich veranlagt, gab er sich trotzdem schon von früh an viel Mühe in der Schule, denn er wollte recht viel lernen, um später seinen über alles geliebten Eltern und Geschwistern eine Stütze zu sein. Merkte er doch, wie sehr Schmalhans als Küchenmeister im Pfarrhause das Septer schwang, und dies immer gebieterischer, je mehr der kleine Schluckor wurden. In einem Sommertage saß die Mutter in der Gartenlaube, beschäftigt mit Gemüsepuzen, und klagte der ihr hierbei helfenden ältesten Tochter, wie sauer es ihr würde, nun, da der Herrgott dem Pfarrhause kürzlich wieder ein Kindlein beschert, mit dem vorher schon knappen Haushaltsgelde zu reichen. Zu allem Pech war gestern auch noch die schwarze Henne, die am bravsten von all ihren Genossinnen Eier gelegt, in den Brunnen gefallen und ertrunken. Das teure Rindfleisch — so setzte die Pfarrerin bekümmert hinzu — wage sie gar nicht mehr einzukaufen, als nur ein halb Pfund für den Vater. Der aber rühre dieses nicht an, wenn es nicht für jeden seiner Lieben zu einem Versückerchen wenigstens langte.

Als sie so ihr Herz ausgeschüttet, zog die Mutter einen Gulden aus der Tasche, mit dem sie noch recht weit zu kommen gehofft, und der nun für den morgenden Sonntag allein draufgehen würde.

Weder Mutter noch Tochter hatten darauf geachtet, daß der kleine, elfjährige Fürchtegott während des Gespräches am offenen Fenster mit seinem Buche geseffen. Aber statt zu lesen, ließ er den Blick seiner schönen blauen Augen bekümmert auf der Mutter liebem Antlitz ruhen, bis sie ganz zu Ende gesprochen. Als sie dann mit Schwester Wilhelmine in das Haus gegangen, schlich sich der Kleine heimlich zur Gartenpforte hinaus und lief, so rasch er konnte, nach dem Marktplatz zum Herrn Apotheker. Bescheiden grüßend, die Mütze in der Hand, betrat er den kleinen Laden und fragte, ob er für den Herrn Apotheker vielleicht heilende Kräutlein im Wald und auf der Wiese sammeln und sie ihm zum Kauf anbieten dürfe? Er wisse vom Herrn Lehrer, die nützlichen Pflanzen von den unnützen oder gar giftigen recht wohl zu unterscheiden. Und er wolle so gern Geld verdienen.

„Ei, ei! Etwa zum Vernaschen?“ fragte lachend und leise, mit dem Finger drohend, der Mann. Der Kleine aber schüttelte errötend den Kopf, worauf der Apotheker fortfuhr: „Ich bin noch auf lange Zeit mit Kamillen, Lindenblüten, Holunder und dergleichen versehen!“

Als er merkte, wie der Knabe den Kopf in großer Betrübniß senkte, um die aufsteigenden Tränen der Enttäuschung zu verbergen, fügte er hinzu: „In Jahresfrist frage wieder einmal deshalb bei mir an. Und da — nimm als Pflaster für deinen Kummer ein Stück Eberjucker mit auf den Weg.“

Der kleine Fürchtegott verabschiedete sich dankend und schritt, bedächtig sinnend, quer über den Marktplatz, auf dem jetzt prall die Nachmittagssonne lag. Die Wäscherei trug er in der Tasche, sorgsam in sein sauberes Tüchlein eingewickelt für die zwei jüngsten Schwestern. Und als er so nachdenklich und doch sich mit jedem Streifen Sonne, jedem Hälmschen Gras freudig, durch die Gassen schritt, da flog ihm plötzlich ein neuer Gedanke zu. Wohnte dort drüben nicht der Herr Stadtschreiber, an dessen Fenstern man immer junge Burschen gar emsig schreiben sah? Und hatte nicht sowohl der Lehrer als auch der Vater ihn schon manchmal ob seines hurtigen und guten Schreibens wegen belobt? Er tat einen Freudensprung. Ja, dort wollte er anpochen und sich nicht so schnell, wie vorher, abweisen lassen. Recht inständig bitten — so dachte der von Natur schüchternen Knabe — wollte er. Es galt ja der Mutter. Der Gedanke würde ihm schon die rechten Worte auf die Zunge legen. Mutig, wenn auch mit zitternder Hand, drückte er die Klinke der Amtsstubentür nieder und trug alsbald dem Gestrengen sein Anliegen vor. Dieser lachte ebenso belustigt wie vorher der Apotheker. Nur etwas kürzer. Denn da lag etwas in dieses Knaben anziehenden Zügen, in diesen seelenvollen Augen, wie ein unverbrüchlicher, fester, heiliger Wille zum Guten, der sich in seinen Werken später in die Tat umsetzen und ihm, dem Kämpfer für Menschlichkeit, Wahrheit und Pflichttreue, viele Freunde zuführen sollte, die ihm über alle Anfeindungen kleinerer Naturen weghalfen.

Des Herrn Amtschreibers Lachen aber verstummte gänzlich, nachdem er den Elfjährigen am Schreibpulte einer Prüfung unterworfen hatte. Klar und deutlich standen die Buchstaben einer ganzen Seite in wenigen Minuten da. Wie gut einergerzierte Soldaten, musterhaft in Reih und Glied.

Der Stadtschreiber strich dem kleinen Mann wohlgefällig über die heißen Backen. Dann sprach er: „So komme denn also, natürlich, wenn dein Herr Vater nichts dagegen einzuwenden hat, jeden Werktag, nach Schluß der Nachmittagschule, auf die Amtsstube. Ich will dir leichte Abschreibarbeit geben und alle Sonnabendnachmittage erhältst du dafür deinen Lohn. Abermorgen — Montag — darfst du beginnen.“

Aberströmenden Dankes voll, verabschiedete sich der Kleine und lief erst noch einmal rund um das Städtchen und vor das Tor, um dort ungesehen seine Mütze nach Herzenslust in die Luft werfen zu

können aus Jubel darüber, daß er nun nicht mehr nur ein unnützer Brotesseer war. Zu Hause angelangt, hütete er ängstlich sein Geheimnis. Selbst Schwester Wilhelmine, seine Vertraute, erfuhr kein Sterbenswörtlein. Er wußte ja, daß er nichts Böses tat; denn die Stunden nach der Nachmittagschule gehörten ihm zum Spielen oder Lesen. Warum sollte er sie nicht benutzen, der Mutter ihr Sorgenbündel zu erleichtern. Wenn nur der Sonnabend erst da wäre, der den Lohn brächte. Doch bis dahin gab es noch eine bittere Pein zu überwinden. Denn die zwei anderen Schreiber, junge Burschen im Alter von 16 bis 18 Jahren, sahen ihn über die Achsel an, weil er kaum über das Pult reichte, und hänselten ihn, wo sie nur konnten. Aber fürchtegott verschluckte tapfer seine Tränen und schrieb mit glühenden Wangen darauf los, ohne an etwas anderes zu denken, als daß seine Arbeit dem Herrn Stadtschreiber zu Danke werden möchte. Nur, wenn er den Federfidel eintunkte, stellte er sich einen Augenblick die lieben, erstaunten Augen der Mutter am nächsten Sonnabend-Nachmittag vor.

Endlich kam für den kleinen Federhelden auch dieser ersehnte Sonnabend. Und er brachte dem Schreiberlein zwei schöne Dinge zu gleicher Zeit: eine Genußtaugung und eine Freude. Die Genußtaugung bestand in einem Lob des Herrn Stadtschreibers in Gegenwart der älteren Kollegen, und die Freude darin, daß er einen Gulden als Wochenlohn erhielt und die Erlaubnis, am nächsten Montag zu neuem, frischem Schaffen wieder anzutreten. Da beugte sich der sonst so zurückhaltende Knabe auf die gütige Hand des Sponsors und küßte sie leise. Dann, sein erstes Selbstverdientes fest umklammernd, stürzte er fort zu seinen Lieben, ihnen in seiner Seligkeit mit der Tür ins Haus fallend. Und dies im wahren Sinne des Wortes. Denn so lang, wie er war, — nun freilich keine Riesen-Goliath-Länge — schlug er hin, ins Zimmer hinein, wo die Familie gerade beim einfachen Vesper saß. Bei diesem Falle kullerte sein Gulden so weit unter den Schrank, daß Schwester Wilhelminchen ihn mit dem Besen heroorholen mußte. Inzwischen erzählte, in abgerissenen Worten stammelnd, an all seinen überzarten Gliedern bebend, unser Schreiberlein den staunenden Eltern und Geschwistern die Geschichte dieses Guldens. Der Pfarrer blickte seinen kleinen fürchtegott mit seinen tiefen Augen lange schweigend an, während die Mutter das Silberstück, welches ihr Wilhelminchen jetzt darbot, wie etwas Heiliges in Empfang nahm und mit der Schürze sorgsam von jedem Stäubchen befreite. Dann sprach der Prediger ernst, aber liebevoll: „Da du dir dieses Geldstück selbst verdient hast und also nun weißt, was es heißt, sich um den Erwerb zu mühen, so sollst du auch damit tun dürfen, was du willst. Mutter, gib dem fürchtegott seinen Gulden.“

Die Pfarrerin gehorchte, nachdem sie rasch noch einmal über die Münze gewischt, denn eine Freundenträne war daraufgefallen. Fürchtegott nahm den Gulden und lief damit davon.

Der Vater setzte sich zu seiner Sonntagspredigt. Die Mutter, in der noch immer dankbare Freude nachwogte, ging in die Küche, um mit Wilhelmine zu beraten, wie man für den morgenden Sonntagschmaus ein Mahl, bestehend aus Gemüse, Salat, Eiern und Obst, herrichten könne. Ohne Beilage von Fleisch, da die vorige Woche reich an Extraausgaben gewesen. Da hörte sie plötzlich — es mochte wohl eine halbe Stunde vergangen sein — den fürchtegott so stürmisch die Haustür öffnen und schließen, daß sie in der Befürchtung, ihm möge etwas zugestoßen sein, auf den Flur eilte und dort mit ihrem Manne zusammentraf, den die gleiche Vermutung von seinem Studium fortgetrieben hatte. Aber dem Kleinen war nichts geschehen. Nur fand man ihn keines Wortes mächtig. Er öffnete nur hochaufatmend, mit einem glücklichen Lächeln auf den Lippen, den Deckelkorb, den er am Arme trug. Darin lag ein großes Stück Rindfleisch für das Sonntagsmahl und eine Anzahl Brezeln für die Geschwister.

Ernst, fast streng, sprach jetzt der Pfarrer, während die Mutter liebevoll den Knaben bei der Hand nahm: „Fürchtegott, was hast du da getan?“ „Was du mir erlaubtest, lieber Vater“, lautete die bescheidene Antwort. „Du sagtest mir, daß ich mit dem Gulden tun dürfe, was ich wolle.“ Da legte ihm der Vater stumm die Hand zum Segen auf den Scheitel. Und die Mutter küßte ihn.

Noch nie hatte ein Sonntagsbraten im Pfarrhause zu Hainichen allen so trefflich gemundet als dieser, den der kleine Christian fürchtegott Gellert verdient hatte.

Als er später der große Gellert wurde, hat er seinen Lieben noch manchen Sonntagsbraten auf den Tisch gestellt. Und nicht nur seinen Angehörigen. Alle Armen und Bedürftigen betrachtete er als zu ihm gehörig. Er, der nebst vielen anderen herrlichen Liedern auch das: „Das ist der Tag, den Gott gemacht“, geschrieben, erhielt manchem Notleidenden einen düsteren Tag zu einem solchen, den Gott gemacht.



Unsere Hühner im Sommer.

Es wäre für den kommenden Sommer wohl eine dankbare, lehrreiche Unterhaltung für die Kameraden, sich der Pflege des Hausgeflügels zu widmen — mehr als es bisher geschah.

Wie sehr leiden die Hühner z. B. unter Durst . . . sie haben schmutziges, warm gewordenes Wasser in ihrem Trinktopf, der in der prallen Sonne steht! Dafür gibt es keine Entschuldigung; die Folgen solchen Trinkwassers sind Erkrankung und Siechtum der Hühner. Das Trinkwasser auch der Hühner muß stets sauber und kühl sein und im Schatten stehen! Von Tümpeln, die im Sommer eine Brutstätte schädlicher Miasmen sind, sollten die Hühner fern gehalten werden, soweit dies bei freiem Auslauf möglich ist. Nichts bereitet dem Huhn größeren Genuß, als wenn ihnen Käfer aller Art, Würmer, Engerlinge, Schnecken hingeworfen werden. Die zunehmende Temperatur erfordert dann eine Änderung des Futters. Mais und Hälfsenfrüchte higen zu sehr, frische Pflanzstoffe, Salatblätter, Mäzianlaub, junges Gras ziehen dann die Hühner vor und sie wissen warum.

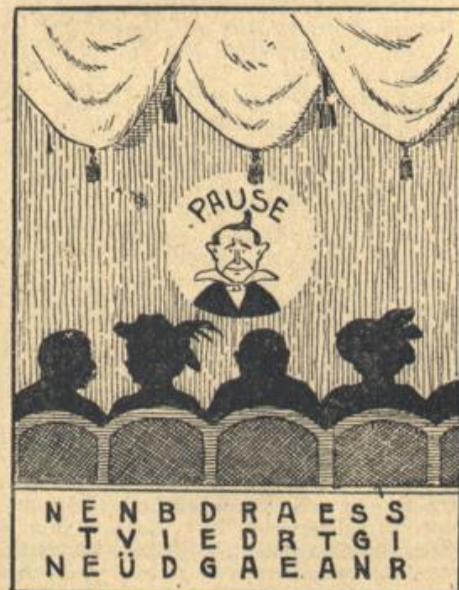
Je freier ein Huhn Auslauf nehmen kann — auch Hühner soll man weiden und die Kinder mögen sie nur von den empfindlichen Beeten und besäeten Stellen fernhalten — desto besser wird es gedeihen und Eier legen. Je kühler die Witterung, desto mehr scharren die Hühner. Nach starkem Regen finden sie dann besonders viel ihnen Zusagendes, zumal Schnecken und Regenwürmer. Bei windstillem, heißem Wetter ruhen die Hühner im Schatten und zeigen wenig Sinn für Futter. Die kühle Erde und frisches Laub ist ihnen dann sehr wohlthuend und sollte ihnen immer zugänglich sein. Viel Schaden nehmen die Hühner nämlich zur Sommerzeit in ihren schlecht durchlüfteten Ställen, wo es von Ungeziefer wimmelt! Ein Knabe aber, der häufig kalt baden kann, sollte sich das Vergnügen bereiten, den Hühnerstall auszuräumen, zu fegen, zu sprengen, das Heu zu wechseln, die Brutkörbe mit kochendem Wasser abzuspielen usw. — Keine unnötige Furcht vor Hühner-Ungeziefer! Solches geht erfahrungsgemäß nicht auf den Menschen über.

Also auch Hühner brauchen Luft und Licht in ihrer Behausung. Vielleicht wird ein Junge, der gern „bastelt“, seine Freizeit einmal auch dazu ausnutzen, die Holzwand auf einer Seite des Hühnerhauses durch Draht zu ersetzen. Dies ist eine von erfahrenen Geflügelzüchtern anerkannte gesundheitsliche Maßnahme. Je mehr Hühner man hält, desto größer muß auch der Stall sein. Das Huhn wird uns dies alles durch seine Werke danken, durch Eier. Die bescheidene, dankbare Pflege der Hühner mag in diesem Sommer die Aufgabe der größeren Kinder sein.

D. S c h u m a c h e r.



Knacknuß.



Im Kino.

Die ersten dreißig Einsender der richtigen Lösung dieser Aufgabe sollen in einer der nächsten Nummern der „Illustrierten Kinder-Zeitung“ genannt werden. Einsendungen, die nach Mittwoch dieser Woche eingehen, werden unter keinen Umständen berücksichtigt.

Bescheidenheit.

Das Klärchen und ihr Schwesterlein,
Die drei Jahr' mochte älter sein
Und schon ein bißchen Bildung hat
Und sich was drauf zugute tat,
Bekamen in der Frühstückspause
Zwei Stückchen Kuchen mal zur Jause,
Von denen eines größer war.
Die Ältere schielte gierig zwar
Auf jenes größ're Stückchen hin;
Doch, vornehm denkt sie, wie ich bin,
Laß ich zuerst das Klärchen nehmen,
Die wird zum Klein'ren sich bequemem.
Die aber, wie schon Kinder sind,
Nimmt sich das größ're Stück geschwind.
Da macht die Äl'te ein Gesicht.
„Hör, Schwester, so was tut man nicht,
Wenn man zuerst wählt, nimmt man sich
Das Kleinere bescheidenlich.
Ich hätte, wär's an mich gekommen,
Das Klein're Stückchen mir genommen.“
„Na“, sagt das Klärchen drauf vergnügt,
„Das Klein're hast du ja gekriegt.“

Magda Trost.



Das Papier als Mädchen für alles.

Unter den Materialien, die sich auf die verschiedenste Weise und zu den verschiedensten Zwecken verarbeiten lassen, steht das Papier mehr als je mit an erster Stelle. Die mannigfaltige Verwendbarkeit, die das Papier heute zu einer Art Universalstoff gemacht hat, wurde aber bereits im Frieden praktisch verwertet. Papier und Papierstoff wurden, wie Ingenieur Udo Haase im Prometheus ausführte, schon seit langem zur Herstellung von mancherlei Waren benützt, zu denen man sonst Holz, Metall oder andere starke Massen gebrauchte. Die geringe Widerstandskraft, die dem Papierstoff ursprünglich zu eigen war, wurde durch das Verfahren des Zusammenpressens von mehreren Papierlagen unter Benutzung eines Bindemittels, wie z. B. Leim, in solchem Maße überwunden, daß schließlich sogar Walzen und andere gegenüber hohen Belastungen widerstandsfähige Konstruktionsteile aus Papier angefertigt werden konnten. Die Eigenschaft des Papiers, daß es sich angefeuchtet und mit einem nach Erstarrung als Härtungsmittel wirkenden Zusatz ohne Schwierigkeit in Formen pressen läßt, machte die Herstellung der verschiedensten Gebrauchsgegenstände aus Papier möglich. Auch benutzte man je nach Art der herzustellenden Gegenstände entweder eine große Zahl dünner Papierlagen, die zusammengepreßt wurden, oder auch nur wenige starke Papplagen, oder man setzte dem Papierbrei geeignete Füllstoffe wie etwa Gips hinzu. Durch besondere Bearbeitung und Verbindung mit anderen Stoffen kann das Papier, bezügl. der Weise das Rohmaterial, zu einem Ersatzstoff von geradezu beispielloser Vielseitigkeit gemacht werden. Durch filzartiges Schichten des Papierstoffes gewann man einen Filzersatz, wie er z. B. als Bierglasunterfatz bekannt ist. Wo die große Brennbarkeit des Papiers störend wirkt, kann sie durch Zumischung von Asbest stark herabgemindert werden. Bekannt ist die Verwendung des Papiers als Handtuch- und Serviettenerfatz, wobei es durch Kreppung als

Krepppapier oder durch Faserverfilzung weich und schmiegsam gemacht wird. Ein anderes Verfahren, und zwar die Tränkung mit Öl oder Paraffin, macht das Papier durchsichtig, so daß es sich als Glaserfatz in Laternen, als Kampenschirm usw. eignet. Je nach Art des verwendeten Tränkungsmittels können auch opalisierende Wirkungen erreicht werden, wodurch man auch Milchglas und Mattglas durch Papier zu ersetzen vermag. Ja selbst zu einem Ersatzstoff für Lichtbildprojektionen konnte das Papier durch Säurebehandlung gemacht werden. Man erreichte einen derartigen kolloidalen Zustand der Papierfasern, daß die eigentliche Faserstruktur, die natürlich lichtbrechend und trübend wirkt, verschwand und man einen vollkommenen Glaserfatz, Gelatineersatz und Zelluloidersatz erhielt. Auf diese Weise konnte aus dem Papier eine Art biegsamen Glases geschaffen werden. Die Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit der Färbung ließen das Papier seit jeher zu den mannigfaltigsten Nachahmungen geeignet erscheinen. Lange vor dem Kriege gab es bereits ein Patent, nach welchem sogar Mosaikplatten aus Papier angefertigt wurden, indem man unter Benutzung eines Bindemittels und nach einer bestimmten Musteranordnung zuerst preßt und dann quer zerfährt, wodurch farbig gemusterte Platten entstehen, die die Mosaikplatte bilden. Wenig bekannt sind heute die Spazierstöcke aus Papier, die vor Jahren eine Zeitlang sehr in Mode waren. Die Herstellung von Papierfäden, die durch den Krieg in Schwung kam, war bereits früher in Japan üblich. Der Papierrohstoff kann durch geeignete technische Behandlung, meist, wie gesagt, durch Tränkung, je nach Bedarf von seinen ursprünglichen nachteiligen Eigenschaften befreit werden. Oft geschieht dies auch ohne Tränkung, bloß durch verschiedene Maßnahmen der Verarbeitung, wie z. B. Dämpfung, Erhitzung, Faltung, Preßdruck usw. Die Billigkeit liegt nicht in der Verarbeitung, wie oft vermutet wurde, sondern lediglich in den Preisunterschieden des Rohstoffes selbst. Indem man Pappe und Papiermasse mit Füllstoffen verband, konnte man das Papier auch als Baustoff verwenden, z. B. als Schieferpappe, Dachpappe usw. Nach all dem ist es nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß das Papier an Vielseitigkeit alle bis heute bekannt gewordenen Ersatzstoffe weit übertrifft, und viele Verwendungsmöglichkeiten, zu denen das Kriegsbedürfnis führte, werden auch im Frieden die Grundlage für neue Industrien bilden.

Goldstücke als Straßenpflaster im Kriege.

In einem französischen Bericht über den Rückzug des Napoleonschen Heeres im Winter 1812 heißt es: Auf dem Wege von Wilna nach Kowno herrschte unter den fliehenden Truppen die fopplöseste Bestürzung. Die Straße nach Kowno war mit tausenden Leichen von Erfrorenen förmlich besät; Geschüge, Ausrüstungsstücke versperrten die Straße, und besonders war der einhalb Stunden vor Wilna gelegene Hohlweg bei Ponari für Fahrzeuge gänzlich unpasseierbar. Bis dahin hatte man mit Mühe und Not die schweren Wagen, in denen die Kriegsgelder aufbewahrt wurden, mitgenommen; vor Wilna gab jedoch Marschall Ney den Befehl, einen der Wagen und die darin befindlichen Kässer mit den Goldstücken zu öffnen und die Münzen den Soldaten preiszugeben. Beim Anblick der aus den Kässern rieselnden blanken Napoleonsd'or kam neues Leben in die erschöpften

Mannschaften. Sie stürzten sich auf das gleißende Metall, füllten damit ihre Taschen und Cornister, doch nur wenige konnten ihren Schatz lange behalten; die Last des Goldes hemmte die Schnelligkeit der Flucht. Und die verfolgenden Kosaken nahmen vielen ihre Bürde wieder ab. Dadurch entstand ein Aufenthalt, den die französischen Heerführer durch eine Kriegslist geschickt verlängerten. Die Kriegskassen enthielten über 11 Millionen Franken. Man schlug weitere Kässer auf und baute mit dem Gelde dem Feinde im wahren Sinne des Wortes „goldene Brücken“. Die Straßen wurden mit Napoleonsd'or förmlich gepflastert, wodurch die Kosaken sich bemüßigt fanden, abzusitzen und die Goldstücke aufzulefen. Dadurch gewannen die Franzosen immer wieder einigen Vorsprung. Von dem Kriegsschatz kamen nur etwa 7 Mill. Franken glücklich bis Königsberg; die übrigen waren verloren, von Freund und Feind erbeutet.

C. R.

Suchbild.



Da kommt der Herr Lehrer, wo?

Auslösung der Knacknuß in Nr. 7.

Man liest erst in jeder Zeile die Buchstaben, durch welche die Bretterfugen gehen, sodann die übrigen und erhält dann: „Gut Ding will Weile haben“.

Richtige Lösungen sandten ein: Mina u. Eilli Vorn, Onkel Georg, Elfriede u. Alfred Erbe, F. Engel, Eotti Gilles, Jul. Griebeling, Irene Hofmann, Alfred Huppert, Geschw. Ellinor, Marga u. Käthi Jästadt, Alfred Jeschke, Emma Jordan, Anni Köntke, Klara Selenka, Wilhelm Sommerfeld, Franz Stark, Willi Stumpf, Elmar Tronchon, Otto u. Eina Urban, Karl Werner, Geschw. Zeitlin, sämtlich in Wiesbaden, sowie Kurt u. Erich Cramer in Sonnenberg, Paula Eichhorn u. Erich Rose in Viebrich a. Rh., Fritz Rabe in Schierstein a. Rh., Amalie Andel in Erbenheim, Jakob Ehrenfeld in Laufensfelden, Willi Höhner in Eddersheim, Johanna Schmah in Burgschwalbach, Gabriele Frein von Türcle, J. St. in Saarbrücken.

Auslösung des Suchbildes in Nr. 7.

Bild rechts drehen, dann erscheint das Frauchen links.